

# Deutsche Post

Herausgegeben von  
den Lodzer Deutschen.

Erscheint wöchentlich einmal, Sonntags.  
Preis der Einzelnummer sechs Pfennig. — Zu bezahlen durch  
die Aussträger und Stratenverkäufer. — Bei Postbezug nach  
auswärts einschließlich Zustellungsgebühr vierzehnlich 90 Pf.  
Anzeigenpreis: Die achtgeschwerte Kleinseite 30 Pf.

Schriftleiter: Adolf Eichler, Lodz, Evangelicka 5.  
Sprechstunde wöchentlich von 11—12 Uhr.  
Geschäftsstelle: Buchhandlung J. Winkopf, Petrikauer,  
Straße Nr. 152, dagebst Zeitungsausgabe.  
Anzeigannahme: Evangelicka 5 und Petrikauerstr. 152

Nr. 15.

Sonntag, den 3. Oktober 1915.

1. Jahrgang.

## Die drohende Not.

Der Winter steht drohend vor der Tür. Fabrikarbeiter und Beamte, soweit sie nicht stellenlos sind, arbeiten gegen vermindertes Gehalt, Handwerker und kleine Kaufleute, die sich nicht über alle Regeln des Anstandes und der Gesetzung hinwegsetzen, haben ein schweres Dasein, die Großzahl der Arbeiter ist ohne Beschäftigung. Die Fabrikanten, deren Werke nur teilweise im Betrieb sind und vielleicht bald ganz stillstehen werden, sind nicht mehr in der Lage, die freiwillig übernommene Unterstützung ihrer Angestellten und Arbeiter aufrechtzuhalten. Sie haben über ein Jahr lang die Lasten auf sich genommen, die in kultivierten Ländern Staat, Gemeinde, Angestellten- und Arbeiterorganisationen tragen. Man denke darüber nach, was es für die größeren Firmen hieß, Tausende von Arbeitern, und sei es mit allerkleinsten Summen, ein langes Jahr hindurch zu unterstützen, in einer Zeit, in der Requisitionen vorgenommen, Steuern und Abgaben aller Art erhoben wurden und die gesamte Lebenshaltung so sehr verteuert ist. Der Krieg schlägt die "Großen" wie die "Kleinen"; gute Zeit haben nur die ganz Skrupellosen, die Spekulanten und Bucherer, die aus der allgemeinen Not, Verwirrung und Furcht vor dem kommenden Kapital zu machen verstehen. Unglücklicherweise ist unser liebes armes Lodz mit solchen Leuten überreicht belastet.

Der zweite Kriegswinter wird für alle schwer sein. Im Mittelpunkt aller Sorgen aber steht die Frage der Arbeiter- und Armenversorgung.

Es sind zwar Arbeiter abgewandert, aber viele, viele waren nicht zu bewegen, Lodz, Frau und Kind zu verlassen. Sie haben Stück um Stück ihrer Habseligkeiten verschwendet, haben Unterstützungen genommen, sind zu Bettlern geworden, führen ein Hungerdasein, verkommen körperlich und moralisch, aber sie bleiben da. Nur deutschsprechende Arbeiter sind zahlreich nach Deutschland gegangen. Viele der nichtdeutschen Arbeiter aber waren nicht einmal dazu bereit, Arbeit in der Provinz anzunehmen, vielleicht weil einem oder dem anderen der Lohn zu gering schien, wahrscheinlicher aber, weil sie Unterstützung erhielten und obendrein die bekannte "Stille Post" (ich arbeite nicht für den Schwaben!) umging. Weitere andere, die sich anwerben ließen, leisteten, wie von verschiedener Seite gesagt wird, Scheinarbeit. Man höre heute hin, was in Arbeiterkreisen gesprochen wird. Da wird immer und immer die Behauptung wiederholt, daß die Deutschen, die das Land erobern hätten, verpflichtet seien, die vom Krieg geschlagene Bevölkerung zu ernähren, da dankt man den Fabrikanten, die über ein Jahr lang getan haben, was sie tun konnten, dadurch, daß man sagt, sie hätten vor dem Krieg Riesenarbeit eingesetzt und könnten nun ruhig einmal bezahlen. Auch hält man die allenfalls Arbeitswilligen von der Arbeitsnahme in Deutschland dadurch ab, daß man ihnen vorredet, die für Deutschland angeworbenen Arbeiter dürften nach Ablauf ihres Kontraktes nicht nach Lodz zurückkehren, sondern würden als Kriegsgefangene festgehalten.

Verständnis für die Lage der Fabrikanten, für die Bewegungen der Behörde, Verständnis für ihre eigene (wenn die heisende Hand der Wohltäter und Stadtbehörde abgezogen wird) trostlose Lage, ist in diesen Arbeiterkreisen nicht zu finden und zu erwarten.

Schließlich wird, wenn die Fabrikanten nicht mehr in der Lage sind, Unterstützungen auszuzahlen, wenn die Wohlthätigkeit infolge allgemeiner Erschöpfung versagt, die Stadt eingreifen müssen. Welche Riesensummen werden da nötig sein! Die Ausgaben des Bürgerkomitees, neben dem die Fabrikanten und zahlreiche Körperschaften für die Unterstützung der Armen sorgten, waren schon groß und doch hatten damals viele Leute noch Ersparnisse oder irgend etwas zu verhütern!

Und wenn die Stadt versagt? . . .

Es ist Pflicht eines jeden Bürgers, sich mit der Frage zu beschäftigen, was geschen kann, um der drohenden Not abzuholen. Unserer Ansicht nach gibt es nur eine Möglichkeit, die das Schlimmste verhindern kann.

Es müssen so viel Arbeitslose wie möglich von Lodz abwandern, nach Deutschland, in die Provinz, eben überall hin wo ihnen Arbeit und damit die Möglichkeit geboten wird, durch ihre Arbeit sich selbst zu erhalten und mit beständigen Summen ihren Angehörigen beizustehen. Die Arbeiterschaft muß mit allen Mitteln darüber aufgeklärt werden, daß sie hier nichts Gutes zu erhoffen hat, daß jeder der nicht bittere Not leiden will, am besten das Bündel schnürt und hinauszieht, um draußen zu arbeiten, wo es auch sei, was es auch sei, einfach um das kostbarste Gut, das der Mensch hat, das Leben gefund zu erhalten. Der Krieg legt Lasten und andere als die gewohnten Pflichten auf. Alles was die auf sich nehmen, die in die Fremde arbeiten gehen, — wobei die Trennung von ihren Angehörigen das Schwerste ist, — ist ein Kleines gegen die Opfer, welche die auf dem Schlachtfeld kämpfenden bringen, die auch Frau und Kind oder Mutter zu Hause haben. Wer, wie in einer Warschauer Zeitung längst ausgedrückt war, „sich aus nationalen Gründen weigert“, die bedrängte Stadt zu verlassen und ehrliche Arbeit zu ergründen, der mag sehen, wie er auf eigene Rechnung auf Gefahr die Zeit übersteht.

Bestreikt könnte man an noch eine Möglichkeit denken, dem armen Menschen zu begegnen und zwar durch die

Angriffnahme von Notstandsarbeiten. Es ist aber schwer denkbar daß diese bei dem Stand der städtischen Finanzen unternommen werden könnten. In diesen Gedanken sollte die Arbeiterschaft keine vorzeitigen Hoffnungen knüpfen. Zu tun wäre da allerdings genug. Unsere Stadt ist ja so vernachlässigt, daß Tausende von Arbeitern jahraus, jahrein beschäftigt werden könnten um sie nur einigermaßen zu kultivieren. Es könnten Straßen ausgebessert und um gepflastert, es könnte an die Befreiungskirche des uralten Projekts der Kanalisation gedacht, es könnten die Plätze der Stadt in einen würdigen Zustand gebracht, brachliegendes Land urbar gemacht, Gräben für die Abflusswasser der Fabrikgebäude gebaut, die Strecken der elektrischen Fernbahnen vergrößert werden. Der Fernbahnbau nach Tschischkin könnte beschleunigt, der Fernbahnbau nach Olszokow, mit dem vor dem Krieg begonnen werden sollte, in Angriff genommen werden. Damit wäre die Zufuhr aus einem reichen Landgebiet nach der Stadt sehr erleichtert.

Aber, wie soll das Geld, wie sollen die nötigen Materialien für die Notstandsarbeiten beschafft werden? Wahrscheinlich müßten zu diesem Zweck Anleihen aufgenommen werden. Wer würde das nicht auch so zur Unterstützung geschehen müssen? Wenn es geschieht, ist es immer noch besser, man gibt den Leuten Arbeit als daß man sie durch die Auszahlung laufender Unterstützungen gewissermaßen demoralisiert. Werden Notstandsarbeiten in Angriff genommen, dann soll kein arbeitsfähiger Mann, der sich weigert, eine ihm angebotene Arbeit auszuführen, einen Pfennig Unterstützung erhalten. Was dann für das geliehene Geld geschaffen wird, ist unvergänglicher Wert, bereichert die Stadt. Es ist kein vom Rachen des Krieges verschlungenes Geld wie das andere, das für Unterstützungen ohne Gegenleistung ausgegeben wird.

Wir unterbreiten die Frage der Öffentlichkeit. Die Spalten der "Deutschen Post" stehen allen zur Verfügung, die zu dieser Angelegenheit etwas zu sagen, die Wünsche zu äußern haben. Auch unsere Stadtverwaltung, die sich beste Mühe giebt, für das Wohl der Einwohnerchaft zu arbeiten, dürfte die geäußerten Wünsche und Ratschläge gern zur Kenntnis nehmen. F.

## Leidensfahrt.

In den früheren Nummern der "Deutschen Post" haben wir die Erlebnisse aus der Verbannung zurückgekehrter Loder, die Leiden und Bedrängnisse unserer deutschen Weichselkolonisten geschildert. Manches Furchtbare und Grauenhaftes ist in diesen Blättern festgehalten und wird als Zeugnis für die fiktive Wit und Mordgier der Russen der Nachwelt überliefert werden. Heute schildern wir die Leidensfahrt eines Deutschen, der lange Jahre in Kiew anfißig war, bei Kriegsausbruch nach Innerrussland abgeschoben wurde und erst nach monatelangem Hin und Her über Schweden nach Deutschland reisen durfte. Der betreffende Herr erzählte uns folgendes:

1. In der Nacht zum 6. August wurde ich verhaftet und ins Gefängnis abgeführt. Bei der Einspeisung wurde ich einer dreimaligen gründlichen Untersuchung unterworfen, besonders eine Nachuntersuchung wurde in einer ganz besonderen Weise unternommen. Geld, Wertpäckchen, Papiere, Photographien wurden mit abgenommen. Im Kiewer Gefängnis saß ich mit anderen deutschen und österreichischen Schicksalsgefährten drei Wochen. Die Ungewissheit über unser künftiges Schicksal, die Sorge was aus Frau und Kindern werden würde, die den Verbannungsbefehl erhalten hatten, peinigte uns sichtbar. Endlich am 26. August kam die Meldung, daß wir abtransportiert werden sollen. Der Gefängnisdirektor, den wir inständig baten, uns einen Teil der abgenommenen Gelder zu überlassen, schlug unsere Bitte ab; der im letzten Augenblick erteilte Aufbruchsbefehl machte es uns unmöglich, uns mit Proviant zu versorgen. Völlig mittellos wurden wir am 27. August nach der Bahn gebracht. Der Eskorte begleitete Rittmeister, ein anständiger und höflicher Mensch, empörte sich über die Rücksichtslosigkeit des Gefängnisdirektors und streckte uns, als auch seine Fürsprache, uns das abgenommene Geld teilweise auszuhändigen, erfolglos war, zehn Rubel aus seiner Tasche vor. Von dieser Summe lebten wir unterwegs. Mit gefesselten Füchsen wurden wir einwaggoniert und nach Kursk überführt, wo wir am 28. August ankamen.

In der Stadt war das Gericht ausgesprengt worden, daß ein Transport Kriegsgefangener eintreffen werde. Es war Feiertag und die Straßen waren schwarz von wimmelnden Menschenmassen. Schimpfworte und Bedrohungen erreichten uns, mehrmals mußte die Begleitmannschaft unseres Zuges mit Gewalt die Menschen abhalten, ihrer sinnlosen Erregung täglich Ausdruck zu geben. Im Kursker Gefängnis begrüßte mich ein Soldat mit den Worten: "Kerl, wenn ich bei dir Waffen oder ein Messer finde, dann . ." Er zeigte die Fäuste und hielt mich nackt auskleiden. Ein schlecht gefüllte Zelle wurde uns angezeigt, die Nahrung war miserabel. Der Gehilfe des Gefängnisdirektors überbrachte uns freudstrahlend die Nachricht, daß Lemberg gefallen sei und gab seiner Überzeugung Ausdruck, daß nun der Weg nach Wien

und Berlin offen sei. Acht Tage hatten wir in dem Zellenloch zugebracht, als eines Nachts um drei Uhr der Befehl kam, uns bereit zu halten. Von drei Uhr nachts bis acht Uhr morgens standen wir in Erwartung der Leibesvisitation, dann hieß es, daß wir nicht abtransportiert würden. Zwei Tage später wurden wir doch abgeholt und mit gemeinsamen Verbrechern in die Waggons verladen. Unhöfliche, rohe Soldaten quälten uns. Der Zug war derart überfüllt, daß wir nachts zu viert nebeneinander auf dem engen oberen Seitentritt des Wagens liegen mußten. Wir waren eingesperrt wie Vieh, die Luft war kaum zu atmen. Die Soldaten verboden uns, den Platz zu verlassen. Einer von den österreichischen Verschickten, der es oben in der qualvollen Enge nicht mehr anhielt, stieg trotz des Verbotes der Soldaten herunter und sah während der Nacht zwischen den gefesselten Füchsenlern. Die Reise zog sich hin, am 6. September kamen wir endlich in Moskau an. Wieder wurden wir gemeinsam mit Verbrechern durch die Straßen ins Gefängnis geschleppt. Wir waren müde, halbkrank durch die ausgestandenen Entbehrungen und fühlten uns glücklich als uns eine geräumige Zelle zugewiesen wurde. Die kleinen Geldbeiträge, die wir unterwegs zur Verpflegung erhalten hatten, wurden uns abgenommen, wir erhielten Quittungen dafür. So gut es ging, richteten wir uns ein, als am zweiten Tage plötzlich der Aufseher kam und uns aufforderte, ihm zu folgen. Er führte uns, wir waren 23 Mann, in eine kleine Zelle, in der schon allerlei zusammengewürfeltes Gesindel, wohl an dreißig Personen, darunter halbe Kinder, hockte. Wir protestierten, trommelten an die Tür und meinten uns so gut es möglich war. Der Gefängniswärter kam, fluchte und drohte mit Maßregeln. Es sei Krieg, da werde nicht gespaßt. Auf unseren Hinweis, daß weder Platz zum Liegen noch zum Sitzen sei, deutete der gemütvolle Mann unter die Bank. Wir saßen die ganze Nacht hindurch zusammengekauert auf den Kanten der Bänke, auf denen die früheren Inassen der Zelle schliefen, oder auf dem Boden. Am nächsten Morgen protestierten wir aufs neue. Mit Erfolg. Wir wurden aufgerufen und man führte uns in eine größere Zelle. Wir schöpften Hoffnung, wer aber beschreibt unser Entzicken, und unsere Entrüstung, als wir die Zelle überfüllt fanden. Aller Einspruch war vergebens. 115 Mann stark mußten wir acht Tage in diesem Raum zubringen. Die übrigen Zellengenosse waren deutsche und österreichische Verschickte, meist gehörten sie dem gewöhnlichsten Volk, dem Bodenjaz der Großstadt, an. Die Luft in der Zelle war dick und schwer. Alle Stimmen menschlichen Elends, Beten, Fluchen, Jammer, Weinen, rohes Gelächter mischten sich in eine. Zur Verstärkung der Notdurft waren Eimer aufgestellt. Am hellen Tag, unter Außerachtlassung jeder Rücksicht und Scham, mußten die Eingeschlossenen von ihnen Gebrauch machen. Der Austritt aus der Zelle war nur zu bestimmten Zeiten, drei Mal täglich, erlaubt. Nachts saß ich, in den leichten Sommermantel und in eine Decke, die ich mitgenommen hatte, gehüllt in der Nähe des offenen Fensters. Dieses Fenster, das, ob auch vergittert, wenigstens groß war, war mir ein Trost und vielleicht meine Rettung. Denn meine Nerven waren so zerstört, daß ich nicht wußte, wie ich den nächsten Tag erleben würde. In Moskau wurden damals fortwährend Verschickte eingeliefert und abtransportiert. Alle Tage kamen neue Züge. Gutgekleidete Menschen der besseren Gesellschaftsklassen und zerlumpte Leute in buntem Durcheinander. Einer der Verschickten, der Vertreter einer großen deutschen Firma, war halbwahnsinnig geworden, er rammte fortwährend mit dem Kopf gegen die Heizkörper der Wasserheizung. Schließlich mußte er aus der Zelle entfernt werden.

Wie eine Erlösung und ein unneunbares Glück schien es mir, als wir endlich abgeholt und nach Wiatka verfrachtet wurden. In Wiatka erfuhren wir, daß wir, ohne umzusteigen, ohne wieder ins Gefängnis zu müssen, weitertransportiert würden. Wir umarmten und küßten uns vor Freude. In Wiatka angekommen, wurden wir, 200 Deutsche ausgeladen und wieder mit unbeschreibbarem Gesindel, darunter Weiber und Chinesen, den sechs Kilometer langen Weg durch die Stadt geschleppt. Auf dem Bürgersteig durften wir nicht gehen, der Fahrdamm aber war so ausgeweitet, daß wir oft bis über die Knöchel im Schmutz versanken. Die meisten verloren ihre Gummischuhe. Im Wiatker Gefängnis befand sich bereits eine Gruppe Deutscher. Der Portier der Petersburger Botschaft, ein Journalist aus Petersburg, Moskauer und Petersburger Kaufleute, die auf Befreiung warteten. Russische politische Gefangene kamen hinzu. U. a. der Bürgermeister von Nikolajstadt (Finnland), der eines Tages nach Petersburg berufen, dort nichtsahnend verhaftet und auf den Schub gebracht wurde. Er sollte nach Tobolsk verschickt werden. Der greise Mann wurde wie ein gewöhnlicher Sträfling behandelt. Mehrere Schriftsteller aus Petersburg, die sich keiner Schuld bewußt, aber wohl ihrer sozialistischen Anschauung wegen verschickt worden waren, es waren meist intelligente Leute, erzählten, daß nach der Beendigung des Krieges mit Naturnotwendigkeit die Revolution kommen werde. Die Verpflegung in Wiatka war im Vergleich zu den früher gemachten Erfahrung gut. Wir durften mit den andern Sträflingen zusammen im Hof spazieren gehen, erhielten russische Bücher zum Lesen, ja, es wurde uns sogar erlaubt, unsere Wäsche selbst zu waschen. Am letzten Tage meines Aufenthalts in Wiatka kamen Lodzer Verschickte aus Perm, darunter waren Schwindflüchtige und Ruhrkranke. Sie erzählten, daß sie lange unterwegs waren, und daß in Perm noch 132 Deutsche aus Lodz auf Weiterbeförderung harren.

Auch wir kamen nach Perm. Das Permer Gefängnis, berühmt durch die Hungerstreiks, die russische politische Gefangene der schlechten Behandlung wegen dort durchgeführt hatten, ließ nichts Gutes erwarten. Wir wurden untersucht. Ich hatte in einer Tasse Thee, in einer andern Zucker. Der Gefangniswärter entleerte die Papierhüllen und hieß mich den Tee und den Zucker in die bloße Tasche stecken. Dann führte man mich in eine Zelle, in der alles mögliche Gesindel war. Auf meine eindringliche Bitte, in die Zelle zu kommen, in der Deutsche untergebracht waren, wurde ich nach längerem Hin und her in einen Raum gebracht, in dem sich 38 Lodzer befanden. Bei meinem Eintritt sahen fast alle, die Hemden vor sich, und — lausten. Sie kamen aus Kasan und erwarteten den Weitertransport. Ich erzählte, daß ein Unteroffizier des Transports sich geduzt habe, daß sie alle wieder über Kasan transportiert würden. Die armen Leute waren wie aus dem Himmel gefallen. Ich brachte sechs Tage mit ihnen zu. (Wird fortgesetzt.)

## Aus dem alten Lodz.

### Leopold Zoner als Zeitungsheransgeber.

Es wird wenige Bürger unserer Stadt geben, die im Besitz mehrerer Jahrgänge des „Lodzer Tageblattes“ sind. Die wenigen aber werden in diesen Tagen, da wir seinen einstigen Herausgeber Leopold Zoner zur ewigen Ruhe gebettet haben, vielleicht die alten Bände vorgenommen und in ihnen nachgelesen haben, wie es zur Zeit der publizistischen Tätigkeit Zoners um unsere Stadt bestellt war und wie die Bürger des alten Lodz die Verhältnisse hinnahmen oder zu bessern versuchten. Es ist die schönste Wiedergabe, die einem Hingeschiedenen erwiesen werden kann, wenn man sein Lebenswerk an sich vorüberziehen läßt und sich gelöst, auf der von ihm und seinen Mitarbeitern geschaffenen Grundlage weiterzubauen, sei es auch aus anderem, neuen Geiste heraus.

In den Nachrufen der Zeitungen sind die Verdienste Leopold Zoners als tätiger Bürger und hilfsbereiter Mensch und vor allem als Gründer und langjähriger Kommandant unserer freiwilligen Feuerwehr hervorgehoben worden. Zu wenig aber ist des Zeitungsherausgebers Leopold Zoner gedacht worden, der — so beschrieben und klein nach heutigen Begriffen sein „Lodzer Tageblatt“ auch war — das Zeitungswesen in Lodz, das damals sehr daneben lag, förderte. Das brachte ihm die Sympathien aller fortschrittenen Bürger ein.

Leopold Zoners Schaffen als Zeitungsheransgeber — der regsame Mann war nebenbei Photograph und hielt eine Klavierunterlage — fiel in die Zeit, da Lodz auf dem Wege war, eine Stadt von Ansehen und Rang zu werden, in der zwar noch Kleinstadtatmosphäre herrschte, aber doch schon alle Kräfte darauf gerichtet waren, im industriellen Wettbewerb zu bestehen. Zoner und seine Mitarbeiter waren überausförderndes Element, sie gaben mancherlei Anregungen zu Wohlfahrts-Einrichtungen für die ärmeren Klassen und führten einen ununterbrochenen Kleinkrieg gegen die Vernachlässigung der öffentlichen Einrichtungen. Sie taten dies alles ganz neutral, unter Umgehung aller nationalen Fragen. Im damaligen Lodz war der Einfluß der Deutschen größer als heute; die mit der forschenden Industrieewicklung und dem Zug des Landproletariats einsehende Polonisierung unseres öffentlichen Lebens war noch nicht so augenfällig wie um die Jahrhundertwende. Die deutschen Fabrikanten und Handwerker, die unendlich viel zum wirtschaftlichen Aufschwung der russischen Westprovinzen beitrugen, erfreuten sich des Wohlwollens der Regierung, konnten nach ihrer Vater Art leben und legten, da ihre nationale Freiheit nicht offen bedroht war, kaum zu großes Gewicht auf die Erhaltung ihres Deutschtums, sie waren oder wurden russische Untertanen und kamen auch der polnischen Bevölkerung freundlich und willig so weit entgegen, daß sie im Umgang und Verkehr mit Polen die polnische Sprache benutzten. Der Kulturmarsch, von dem wir zu erzählen wissen, kam erst mit

dem übergroßen Wachstum der polnischen Einwohnerschaft, als es für die Lodzer Deutschen beinahe zu spät zur Selbstbestimmung war.

Ob Leopold Zoner und seine Mitarbeiter damals in dieser Hinsicht Befürchtungen hegten, ist aus ihrem Schaffen nicht ersichtlich. Zoner war ein guter Bürger, ein Förderer des Deutschtums: war er — wenn wir nach seinem Wirken urteilen, — nicht. Und doch wäre gerade damals eine im öffentlichen Leben scheinende Persönlichkeit notwendig gewesen, die aus einer der beiden „deutschsprachigen“ Zeitungen eine geistige Führerin für die der nationalen Gleichgültigkeit verfallenen Deutschen gemacht hätte, eine Persönlichkeit, die nicht müde geworden wäre, das Deutschtum in Lodz zu ermuntern, deutsch im Fühlen, Denken und Handeln zu bleiben. Zoner war ein Bürger des geschäftstüchtigen Lodz, in dem man sich begnügte, kleine Verbesserungen anzustreben, unter der russischen Regierung aussichtslose Dinge aber gar nicht zu erörtern. Diese Zeit ist unvermeidlich dahin. Der Krieg hat sie vollends erötet.

Wenn man in den vergilbten Blättern liest, überkommt einem eine Art unabsehbare Sehnsucht nach jener friedlichen Zeit, da der Strom des Lebens ruhiger floß, da Wald und Schönheit um die Stadt war und es keiner langen Wandern bedurfte, um dem Sumpf der auch damals ungepflegten Straßen und den übeln Dünsten der in den Kinnsteinen offen dahinsiekenden Abflüsse zu entfliehen. Aber dann schüttete man diese Wehrmauer ab, denkt daran, daß auch damals behördliche Gewalten die freie Entwicklung hemmten, daß man trotz der unbestreitbar besseren Magenfüllung gelöst nur ein anspruchsloses Dasein führen konnte und freut sich, gerade jetzt zu leben, da mit den von Zoner und anderen tätigen Bürgern oft beklagten Nebelsständen gründlich aufgeräumt wird und sich nach deutschem Willen ein völlig verändertes schöneres Lodz vorbereitet.

Wie sehr, abgesehen von der industriellen Entwicklung der Stadt, bis zum Kriegsausbruch alles so geblieben ist wie es zur Zeit der publizistischen Tätigkeit Zoners war, das geht mit großer Deutlichkeit aus den alten Blättern hervor. Der gleiche Stoff, der bis in die letzten Jahre hinein die Grundlage des Schaffens unserer Lokalchronisten und Lokalfeuilletonisten bildete, diente auch Leopold Zoner und seinen Mitarbeitern dazu, das „Lodzer Tageblatt“ interessant zu gestalten. Da wird über die mangelnde Beliebung der Straßen geklagt, die — das ist heute allerdings etwas anders geworden —, nach einem Brennkalender erfolgte, der nach dem Mond gerichtet war, da bot, wenn die großen Ereignisse fehlten, das Straßenschauspiel Gelegenheit zu zorniger Betrachtung, es wurde der Bahnhof geflästert, den „ein zugereister Engländer für eine schengenwürdige Ruine hielt“. Da wird über die Droschkenschau geklagt, die ihre Tage überschreiten, da wird über Rohlinge berichtet, welche die Anlage an der Promenade verunstalten — in dieser Hinsicht ist die Entwicklung so weit fortgeschritten, daß die Promenade völlig zerstört und kein Grölungsplatz mehr ist —, da wird ein derber Seitenhieb auf die „Kollegin“ getan, deren „Deutsch“ einfach unverständlich sei.

Anregungen werden gegeben; es wird auf die Notwendigkeit eines Asyls für Obdachlose hingewiesen, zur Schaffung von Wärmestuben und anderer der öffentlichen Wohlfahrt dienenden Einrichtungen aufgefordert. Die Bildung eines Lesezirkels wird vorgeschlagen, dann wieder wird von der vermutlich segensreichen Wirkung eines Konsumvereins gesprochen. Es ist originell, daß gerade jetzt die deutsche Gesellschaft den ersten ernsthaften Versuch macht, einen deutschen Einkaufs- und Verbrauchs-Verein ins Leben zu rufen. Der Gedanke lebte in Lodz also auch schon damals. Hin und wieder wird in zarter Weise gegen die Verwaltung der Stadt durch die Behörde Klage geführt, an anderer Stelle wird über die Unsitte des Fleischtransports auf offenen Wagen gesprochen. Man bedenke: vor mehr als dreißig Jahren! Bis in unsere Zeit wurde dieser Nebelstand nicht beseitigt. Über die Unzulänglichkeit der Höfe und über die mangelnden

Strahnenreinigung wird geklagt. Mächteten wir in späteren Jahren derlei Angriffe gegen die Behörde, damals wandte man sich an die Hausherrn. Ein Lokaldichter schrieb folgende hinkende Verse:

Und sie sahen im Garten bei Bier und bei Wein,  
Die Stadt zu reformieren.  
Des abends aber kommt der Bürgerverein  
Vor Schmutz kann nach Hause marschieren.  
Eine Verfilmung beriet darüber hin und her,  
Was — nota bene — längst schon nötig gewesen wäre.  
Vor eigener Uhr den Schmutz erst zu kehren.  
Weil dieses aber nicht ohne Opfer einging,  
So schrießt fast alle wie toll und wie blind:  
Dann wollen wir bleiben lassen.  
Und kurz uns darüber lassen:  
Es haben gewandert die Väter im Schmutz,  
Im Schmutz läuft die Kinder auch wandern.  
Dem kommt einer trocken zu uns ins Haus,  
So geht er vielleicht auch darüber hinaus  
Und kaust bei einem andern.

Die Nichtbefolgung der in der Zeitung gedruckten Wünsche wird entrüstet festgestellt: „Was nützt der Presse steter Kampf für Fortschritt und Verbesserung? Man schreitet ruhig fort in den gewohnten Wässern.“

Es ist im allgemeinen interessant in alten Zeitungsbänden zu lesen. Man erfährt, wie ewig jung gewisse Hoffnungen bleibten können. So kehrte schon damals in den Jahren 1881—1882 das Gericht immer wieder, daß die Ernennung von Lodz zur Gouvernementsstadt unmittelbar bevorstehé. Dieses Gericht tauchte bekanntlich auch im letzten Jahrzehnt immer wieder auf, es gehörte gewissermaßen zur älteren Nation der Redakteure. Interessant ist auch die Mitteilung von anno dazumal, daß ein Promonibus von Lodz nach Kalisch eingerichtet worden sei, der die Fahrgäste in 15 Stunden an ihr Ziel bringe. Außerdem wird damals ernsthaft Propaganda für die Einrichtung einer Pferdebahn gemacht und im Jahre 1882 wird triumphierend mitgeteilt, daß Lodz Stadttelephon bekommen werde, gegen 100 Firmen hätten ihre Beteiligung zugesagt. Den Freunden unseres Theaters, die im vergangenen Winter deutsche Theateraufführungen schmerzlich vermisst haben und nun voller Freude darüber sind, daß wir wieder eine deutsche Bühne haben, ist es vielleicht auch nicht uninteressant zu erfahren, daß im Jahre 1883 zum ersten Mal die Thalia-Bühne in Gebrauch genommen worden ist. Im übrigen fanden die Mitarbeiter Leopold Zoners Zeit über alles möglich zu schreiben, so über einen biederem Lodzer, der eine Wette einging, ein paar Tage ohne Nahrung zu bringen und erst am vierten Tage dem Bratenduft zum Opfer fiel, in der Lodzer Zeitung erschienene Artikel über die Möglichkeit der Kohlblätter als Mittel gegen den Sonnenstich dahin auszulegen, daß die Redaktionsmitglieder der „Lodzer Zeitung“ tatsächlich dieses Mittels bedürfen, u. a. m. Sogar ein Luftfahrer zog damals schon den Lodzern seine Künste, er stieg unter atemloser Spannung des Publikums gegen 700 Fuß in die Luft. Unerfüllt blieb so mancher Wunsch, der in den zahlreichen und beliebten „Gingesanden“ gedruckt wurde. So ist z. B. der Ringplatz, der ja heute diesen schönen deutschen Namen nicht mehr führt, kein mit Rosen bepflanzter und gepflegter Platz geworden.

Es gab damals noch Gemülichkeit in Lodz. Man nahm ein offenes Wort nicht übel, nur durste natürlich die hohe Behörde nicht angegriffen werden. Es ist eine Erholung, das alte Lodz aus dem Bilde der Zeitungsartikel neu vor seinen Augen erleben zu lassen. Man bekommt tatsächlich einen Überblick über die damaligen Zustände und Verhältnisse, denn Leopold Zoner war ein Mensch, der als Schafender mitten im Leben stand. Das ist es was ihn auch als Zeitungsheransgeber unvergänglich macht.

Über die politischen Verhältnisse erfährt man wenig. Nur hin und wieder merkt man, daß es auch damals schon Russen gab, die mit einem gewissen Neid auf den mächtigen deutschen Einfluß im industriellen Leben Ruslands blickten.

So ist ein im „Lodzer Tageblatt“ wiedergegebenes Gedicht einer Moskauer russischen Zeitung interessant, in dem ironisch und bissig festgehalten wird, daß auf einer damals in

unserer Stadt keine Veranlassung zur Beunruhigung vorliege, zu erläutern.

Der Bahnverkehr ist eingestellt. Die Angstlichen, die bisher noch mit ihrer Abreise gewarnt haben, begeben sich schleunigst in Droschen und anderen Fahrgelegenheiten nach Nowitsch, um von dort mit der Bahn nach Warschau zu fahren. Auch Kaufleute und Fabrikbesitzer, die ihre Waren vorräte auf Wagen oder mit der Bahn weggebracht haben oder ihre Guthaben bei der russischen Kundschaft retten wollen, suchen über Warschau nach dem inneren Rußland zu kommen.

Der Pöbel nutzt die unruhigen Tage aus und reißt in und außerhalb der Stadt Bäume nieder. Die Holzgebäude der Bahnhöfe wurden auseinandergerissen. In den Wäldern bei der Stadt sind Tausende dabei, die Bäume zu fällen. Unter Volk vertilgt. Im Stadtwald wird ein achtzehnjähriger Arbeiter unter einem gefällten Baum vergraben. Keiner der vielen, die den Baum zerstören, kümmert sich um ihn. Gesäßlos hantiert man weiter; die Leiche bleibt liegen. Erst nach vielen Stunden erfährt die Mutter ganz zufällig den Tod ihres Sohnes. — Einige Eigentümer von Bäumen bewaffnen sich und geben Warungschüsse in die zerstörungswütige Menge, doch kein Mensch achtet ihrer; auch dann nicht, als einzelne angeschossen wurden. Das Volk schaut von einer Kaserne hinaus zu sein; denn es mehren sich die Fälle, wo größere Posten des geräuberten Holzes für ein geringes Entgelt an gewissenlose Händler abgegeben werden.

3. Oktober. Heute mittag kamen die ersten deutschen Vorposten nach Lodz. Eine Kanonneriepatrouille ritt, aus der Richtung Rzgów kommend, bis zum Geyerschen Ring und bog in die Jarzynow-Straße ein. Eine halbe Stunde später war der kurze Besuch in ganz Lodz bekannt.

Fast noch mehr als die militärischen Gäste regte uns heute wieder das Verhalten des Lodzer Janhagels auf. Die Gebäudeenteile vom Kalischer Bahnhof und Breiter vor aneinandergerissenen Bäumen wurden tagsüber durch die Straßen der Stadt geschleift. Am Bahnhof wollte die Miliz dem Auseinandersetzen der Gebäude Einhalt tun. Vergeblich; sie wurde ausgelöscht. Auf die Schreck- und Warnungsschüsse einzelner Militärmänner wurde garnicht geachtet. Und den Militärlärm fehlte der Mut, um im entscheidenden Augenblick mit äußerster Strenge vorzugehen. — An der Neuen Regierung nahmen die Holzräuber eine drohende Haltung ein, als sie von der Miliz beim Jägerneidreissen gestört wurden. Die flüchtende Miliz wurde verfolgt. — Das Bürgerkomitee rief einen Aufruhr an die Bevölkerung und stellt unentgeltliche Verteilung von Holzmaterial in Aussicht.

## Vor einem Jahre in Lodz.

Nur einem Kriegstagebuch.

Der dritte Kriegsmonat beginnt. Ein gewaltiger Rückzug bei Beginn des Krieges durch uns gegangen. Wir dachten in Lodz Zeugen einer in unserer nächsten Nähe sich entwickelnden Katastrophe von größter Tragweite zu werden. Die Weisen, die in früheren Jahren über Wirkung und Dauer des künftigen „europäischen Krieges“ geschrieben hatten, ließen durchblicken, daß der gegenseitige Massenmord nach einem Monat zu Ende sein würde, da dann niemand mehr weiter kämpfen könnte. Und jetzt waren zwei Monate des Krieges verflossen, ohne daß wir besonders weltbewegenden Erfahrungen beigewonnen hatten. Wir dachten in einem Strudel hineingezogen zu werden und rechneten mit der Möglichkeit unseres Untergangs. Und statt dessen waren wir in den ersten Augusttagen Beobachter der überraschenden Flucht der russischen Beamenschaft und der strategischen Rückwärtsbewegung des russischen Heeres. Und kaum hatten wir in Lodz den Durchmarsch eines deutschen Bataillons gehört, als auch schon der Rückzug der deutschen Truppen aus dem Lodzer Bezirk erfolgte. Nun, Ende September, ging der zweite Abmarsch des russischen Heeres vor sich. Irgendwo waren „festeVerteidigungsstellen“ vorbereitet; irgendwo wurde geschossen. Uns durchzog ein Gruseln, wenn wir uns vergegenwärtigten, daß ein Kampf der feindlichen Armeen bei Lodz beginnen und wir in das Toben der modernen Schlacht geraten könnten. Und wir waren von Herzen froh, daß die Vorbereitungen auf einen abermaligen Rückzug der russischen Truppen schließen ließen. Aber manche großen doch der russischen Armeleitung, weil sie durch ihre Maßnahmen uns um den Nervenknoten einer „Schlacht bei Lodz“ gebracht hatte. Statt des Rings auf blutigem Wahlseide sahen wir um uns einen Kampf um Lebensmittel. Das blutsaugende Spekulantenum umfaßte uns mit seinen schmierigen Fangarmen. Auch das Gespenst der Pöbelherrschaft drohte uns.

1. Oktober. Die Pabianicer elektrische Fernbahn hat gestern noch die Erlaubnis erhalten, den Betrieb wieder aufzunehmen. In demselben Wagen der Elektrischen, mit dem ich nach Lodz fuhr, befanden sich vier deutsche Kriegsgefangene aus Pabianice. Zwei von ihnen waren verwundet. Die Gefangenen sollen Sachsen sein.

Heute wurden an den Straßencken Bekanntmachungen des Bürgerkomites angeklebt. Der Kommandierende General Charpentier gab bekannt, daß alle Personen, die in der Richtung Petrikau, Kalisch oder Schadek aehen oder fahren

würden, erschossen werden sollen. Merkwürdig nimmt sich der Schlussatz der Bekanntmachung aus: „Es liegt augenscheinlich nicht der geringste Anlaß zu irgendeiner Unruhe und umso weniger zu einer Panik vor, da Lodz genügend durch Truppen geschützt ist. Solten aber trotzdem die Truppen aus strategischen Gründen sich gezwungen sehen, sich hinter die Linie der Stadt Lodz zurückzuziehen, so wird General Charpentier nicht verschämen, dies rechtzeitig zur Kenntnis der Bevölkerung der Stadt zu bringen.“ — General Charpentier hat nicht mehr Zeit gefunden, den Einwohnern seinen „strategischen Rückzug“ bekannt zu geben.

Auf dem Kalischer Bahnhof entrollten sich gestern wieder unbeschreibbare Bilder. Menschenmörderisches Gedränge. Fahrgäste auf den Dächern der Wagen.

Eine Anzahl geflüchteter Postbeamter wurde gestern nach Lodz zurückgeschickt, um „die Postoperationen wieder aufzunehmen“. Die Beamten zogen vor, heute zu verschwinden. Die Post blieb geschlossen.

Bei Koluschki haben gestern Kämpfe stattgefunden. Bei Tuschin soll eine deutsche Ulanenpatrouille außerleben worden sein.

2. Oktober. In der Nacht klastzte der Regen an die Fenster unseres Schlafzimmers. Und auf der Chaussee fuhren stundenlang Wagen an Wagen; das russische Heer zog sich zurück. Wiederholte fuhren wir in dieser unheimlichen Nacht aus dem Schlafe auf. Das ununterbrochene Geräusch der Wagenräder begleitete unseren Schlummer. Wir bedauerten die Soldaten, die in dem Unwetter einem ungewissen Geschick entgegengingen. Am Morgen hörten wir, daß sich die russische Armee dem anrückenden deutschen Heere gegenüber zu schwach fühlte und die Verteidigungsstellung bei Dobronkamplos preisgeben habe. Auf Wagen, die den Bauern auf dem Markt in Pabianice weggekommen oder aus den Dörfern der Umgebung herbeigeschafft wurden, fuhren die russischen Infanteristen auf der Chaussee nach Lodz. Dazwischen kamen Abteilungen Dragoner, Kosaken und Tscherkessen. So segte es sich den Vormittag über fort. Der Regen hatte früh nachgelassen; wir erlebten einen sonnigen Tag.

Das Bürgerkomitee macht bekannt, daß beim Einzug deutscher Truppen Menschenansammlungen auf den Straßen und Gespräche mit Militärpersönlichkeiten verboten seien; auch müssen die Zugänge zu den Dachräumen verschlossen gehalten werden.

Einen Kuriositätswert hat der heute in den Zeitungen veröffentlichte „neueste Fahrplan“ der Kalischer Bahn.

Unsere Zeitungen bemühen sich auch heute noch redlich, ihren Lesern die „offizielle Mitteilung“: daß gegenwärtig in

Moskau stattgefundenen Industrieausstellung die „Fremd-stämmigen“ die Brämlierten waren.

Abler, Werner, Silberstein,  
Benzel, Kreuzer, Wallenstein,  
Trichel, Blödel, Redlich, Kling,  
Goldsberg, Hübler, Egholm, Prang!  
Reinhardt, Müller, Heßmann,  
Siebrecht, Freiberg, Zimmermann,  
Thalheim, Beier, Löwensohn,  
Lange, Händel, Hoffmann, Kohn!!  
Kernloph, Keller, Lommerer,  
Bundschuh, Kara, Eizner!  
Wolfschmidt, Kraus und Nitschom,  
Wenzel, Drenz, Neugut, Tostadom,  
Lipow, Rau und Überschütz  
Blüchermeister, Ström, Esterlin!!  
Währmann, Sien, Thiel, Lipshardt,  
Bruno, Haberkorn, Bernhardi,  
Scheibler, Schwede, Hebel, Scholz,  
Howard, Eggers, Meier, Holtz!!  
Feller, Leiser, Michael,  
Seht ein Russ! — Makket,  
Und dann wieder Sturz und Bez  
Nur kein russischer Kupfer.

Derlei versleckte Anzapfungen gab das Tageblatt ohne jeden Zusatz wieder. Es blieb seinen Grundsächen, eine Zeitung für die friedliebenden Deutschen zu sein, restlos treu.

So kam es, daß Leopold Zoner sich späterhin auch der Beliebtheit unserer nichtdeutschen Mitbürger erfreute. Dies offenbarte sich auch bei seinem Hinrichten, das ganz allgemein bedauert wurde.

## Lokale Angelegenheiten.

### Lodzer Woche.

Die Woche war arm an örtlichen Ereignissen. Außer dem 50,000 Rubelbons-Diebstahl aus einer heisigen Druckerei, der glücklicher Weise schnell entdeckt und wirkungslos gemacht werden konnte, ist nichts besonderes zu melden. Mit der Festnahme des Einbrechers, seiner Helfershelfer und mit der Auffindung der zum größten Teil verhüllten Bons ist für alle, die nicht zufällig diese Bons in Zahlung genommen haben, die Sache erledigt.

Biersteuer- und Obstbarkeitssteuerordnungen sind veröffentlicht worden, und in Kraft getreten. Vermutlich wird also das Bier, das seines hohen Preises wegen in Lodz seit vielen Monaten kein Volksgetränk mehr ist, noch teurer werden. Denn die Brauereien klagen über endliche Schwierigkeiten in der Materialbeschaffung, über die hohe Abgabe und über die Getreifepreise. — Über die Obstbarkeitssteuerordnung verliest man keine Worte. Wer für Bergmünzen Geld ausgibt, kann auch die paar Pfennige aufschlagen.

Sonst ist noch immer die Steuerung Mittelpunkt aller Unterhaltung. Vor einigen Tagen ging das Gericht in der Stadt herum, daß drei Monate lang keine Schwimmerei geschahkt werden dürfen. Glücklicherweise stellte sich das Gericht als ein Schreckschuh heraus, den irgend jemand abgefeuert hat, der Interesse daran hat, Verwirrung hervorzurufen.

Kenner der Verhältnisse und Fachleute teilen uns mit, daß die Versteuerung des Zuckers, die mehr als hundert Prozent betrage, ungerechtfertigt sei. Sie setzt zum Teil auf spekulativer Massnahmen der Zuckergroßhändler, dann aber auch auf die Einfuhr schwierigkeiten zurückzuführen. In den meisten Zuckerfabriken, deren Lieferung für Lodz in Frage kommt, sei genügend Zucker vorhanden. In manchen Fabriken seien die Vorräte ganz enorm, insgesamt würden sie sicher eine Million Rubel erreichen. Außerdem seien 14 Zuckerfabriken links der Weichsel in Betrieb, die, vorausgesetzt, daß

Am Nachmittag sah man auf der Glowna-Straße eine ganze deutsche Patrouille. Auch in der Altstadt tauchten einige Ulanen auf.

4. Oktober. Einer unserer Dorfgenossen, der als russischer Reservist Anfang August eingezogen worden war, kehrte nach Hause zurück. Er erzählte: Mit anderen Dorfnachbarn war er zuerst in einem Barackenlager bei Warschau, bis alle nach Charkow geschickt wurden. Unterwegs mußten die Reservisten sich selbst beköstigen. Als sie einst von einem General angeordnet wurden, sah er den Mut, ihm hierüber Meldung zu erstatten. Der hohe Offizier meinte leichtfertig, sie sollten sich das verauslagte Geld nach ihrer Ankunft in Charkow vom Roten Kommandeur (Kompanieführer) zurückverstatzen lassen. In Charkow wurden sie ausgelacht, als sie mit ihrem Anliegen hervortraten. Derartige Prellereien sollen an die Tagesordnung sein; bei den Reservisten ist die Erbitterung groß. Die Kost war gut. In Charkow brachte man die Reservisten in den Schulen unter; sie schliefen auf dem Fußboden, Stroh fehlte. Als später viele Verwundete und Erkrankte kamen, wurden die Reservisten nach einem Zeltlager gesetzt. Auch hier mußten sie je sechs Mann in einem Zelt, auf dem Erdbohlen liegen. Stroh scheint in dem fruchtbaren Boden ein rarer Artikel zu sein. Auch Decken gab es nicht. Sie froren ungeheuer. Ihre Bündel oder Siesel dienten ihnen als Kopfunterlage. Die armen Schlucker wunderten sich selbst darüber, wieviel ein Mensch auszuhalten imstande sei. Nur die Reservisten, die in die neuformierten Regimenter kamen, erhalten Uniformen; die anderen müssen noch immer in ihren eigenen, stark mitgenommenen Kleidern gehen. Ihr Schuhwerk ist vielfach zerissen. Stiefel bekommen sie nicht; so laufen sie barfuß und glichen richtigen „Bossiakis“ (Bandstreider). Den Truppenformationen in Charkow fehlt es an Offizieren. Die in der Ausbildung befindlichen Kompanien werden von Reserveoffizieren befehligt. Nur der Oberst ihres Regiments sei Berufsoffizier. In letzter Zeit seien schlägige Offiziere eingetroffen, die man für Japaner halte. Offiziere und Mannschaften sättigen auf Mittel, um nicht an die Front zu kommen. Krankheiten werden einstudiert und ärztliche Zeugnisse über Feld Diensttauglichkeit erschlichen und erkaufst. Sehr große Mengen Verwundeter kommen vom galizischen Kriegsschauplatz; meistens findet man einzelne Finger der linken Hand abgeschossen, weil angeblich diese Verletzungen durch feindliche Geschosse während des Ziellens im Schüttengraben vorkommen. Die Germündeten Lazarette sollen gut eingerichtet sein. Dagegen liegen die vielen Kranken in den Garnisonspitalen ebenfalls auf der Fuchse. Wohin man auch schaue, alles ist schlecht organisiert. Einen

Appell gibt es nicht. Die Reservisten gingen ohne Wissen ihrer Vorgesetzten auf Tage oder gar Wochen weg. Unser Nachbar hörte in Charkow, daß in der Gegend um Lodz alles niedergebrannt sei. Er war in Sorge um seine Angehörigen und da er auf dem Standpunkt war, daß er viel nicht mehr zu verlieren habe, so machte er sich — angeblich mit Einwilligung seines Feldwebels, der es dem Kompanieführer sagen wollte — nach Lodz auf den Weg. Bis Warschau gelangte er ohne auch einmal auf der Bahn angehalten zu werden; niemand verlangte Fahrkarten. Von Warschau fuhr er bis Nowitz; von dort kam er zu Fuß nach der Heimat.

Um den Sicherheitsdienst in Lodz zu verstärken, sollen bewaffnete Feuerwehrpatrouillen nach den gefährdeten Stellen der Stadt ausgesandt werden. — Bei den vorgestrigen und gestrigen Kämpfen mit der Miliz gab es eine Anzahl Verwundeter.

In Nowosolna und Andzejow sind deutsche Patrouillen gesehen worden. — In Luschin soll ein großer deutscher Heerhaufen angekommen sein. — Bei Lenzhze hat ein Gefecht stattgefunden. Die russischen Streitkräfte zogen sich nach Nowitz zurück.

5. Oktober. Am Nachmittag erschien über Lodz ein deutsches Flugzeug. Auf dem Rückwege überflog es unser Dorf in mäßiger Höhe.

Die Einwohner der Dörfer bei Lodz erzählten in der Stadt, daß sie Ulanenpatrouillen begegnet.

Hofbeamter aus unserem Dorfe, die mit ihren Wagen die russischen Truppen begleiten mußten, sind jetzt zurückgekehrt. Bei Strykow wurde die russische Nachhut beschossen. Nicht nur Soldaten, auch Zivilisten und Pferde fielen. Unsere Dörfler ließen ihre Gefährte im Stich; sie freuen sich mit hellem Haar davon gekommen zu sein.

Eine der Ulanenpatrouillen, die vorgestern in der Altstadt waren, soll auf dem Rückwege von einer Kosakenabteilung, die sich im Jagdewniker Walde versteckt hält, aufgerückt worden sein.

Schwarze Husaren, die aus Riga kamen, erkundigten sich bei Bewohnern der Fabianer Chaussee nach den Bildständen und Verhältnissen in Lodz.

6. Oktober. Die Lodzer Fabriken, die vor einigen Wochen im Hinblick auf die Verkehrsmöglichkeit mit Russland den Betrieb aufgenommen hatten, haben die Arbeit wieder eingestellt.

Unsere Nachbarn behaupten, daß auch in der Nähe von Rokicie sich noch eine Kosakenabteilung versteckt halte.

Unsere Zeitungen wiederholen angebliche Äußerungen deutscher Offiziere und Mannschaften, daß die deutschen Trup-

Von anderer Seite wird uns mitgeteilt, daß in letzter Zeit bei verschiedenen Geschäftsleuten und Fabrikanten unsere Stadt und Umgegend Personen erschienen sind, die unter der Angabe, daß sie die Reklamation veranlassen können, russisch Duplikat- und Originalfrachtbriefe herauszulocken versuchen. Es sei darauf hingewiesen, daß jeder, der diese Dokumente verliert, damit aller Ansprüche verlustig geht. Es empfiehlt sich jedenfalls, die geselligen Personen auf ihre Vertrauenswürdigkeit zu prüfen.

In Hermann Theodor Großmann, der im Alter von 61 Jahren am Freitag unerwartet gestorben ist, verlor die deutsche Gesellschaft einen Mann von großer Ehrenhaftigkeit, Festigkeit und Herzengüte, der nicht vergessen sein wird. Am Dienstag nahm Hermann Theodor Großmann noch am ersten Deutschen Abend teil.

### Deutsche Abende.

Zum ersten der von unsfern in Lodz weilenden Militärgästen in der „Deutschen Post“ angeregten Deutschen Abenden hatten sich Herren der Militär- und Zivilbehörde, Damen und Herren unserer Lodzer deutschen Gesellschaft eingefunden. Da kleine Saal im Hause Petrikauerstraße 243 war gut gefüllt. Begrüßungsreden wurden gewechselt, ein deutsches Lied wurde gesungen und die Männer im zweierlei Tuch tranken auf ein gemeinsam erstrebt Ziel: auf das Entstehen einer neuen deutschen Gesellschaft in Lodz.

Die paar Stunden bis zehn Uhr, wir sind durch den Krieg — oder durch die Eisfuhrpolizeistunde? — ja alsamt hausvorörter geworden, vergingen schnell.

Am kommenden Dienstag treffen sich die Teilnehmer am ersten Deutschen Abend und die neuen Gäste im gleichen Hause. Der Abend soll durch Musikdarbietungen, Liederwörte und Rezitationen verschönzt werden.

### Der Einkaufs- und Verbrauchsverein „Deutsche Selbsthilfe“ nimmt seine Tätigkeit auf.

Am Sonnabend vor acht Tagen, zu spät um unsfern Lesern noch Mitteilung davon machen zu können, erfuhren wir, daß die Satzung des Einkaufs- und Verbrauchsvereins „Deutsche Selbsthilfe“, zu dessen Gründung ein in unsrer Zeitung veröffentlichter Aufruf Anstoß gab, bestätigt worden sind.

Am Donnerstag nachmittag stand bereits die erste Versammlung, in der auch der gesamte Vorstand gewählt wurde, statt. Herr Stadtverordneter E. v. Lundwig leitete die Versammlung. Herr Stadtverordneter Adolf Eichler war Schriftführer. Aus den dort verlesenen Satzungen bei deren Aufführung Herr Pastor a. D. Friedland in liebenswürdiger Weise behilflich war, heben wir in Kürze einige wichtige Punkte hervor.

Der Verein wird zum Zwecke des gemeinsamen Einkaufes von Lebensmitteln und wichtigen Bedarfsgütern und deren Abgabe an seine Mitglieder gegründet. Die Mitgliedschaft kann durch Übernahme eines oder mehrerer Geschäftsanteile erworben werden, ein Anteil ist auf zehn Mark festgesetzt. Es sind Teilzahlungen zulässig. Die Abgabe sämtlicher Waren an die Mitglieder darf nur gegen Barzahlung erfolgen und ist auf den Kreis der Mitglieder beschränkt.

Nach der Verlesung der Satzungen erklärten sich die meisten der Anwesenden, unter denen auch viele Frauen waren, bereit, dem Verein beizutreten.

In den Vorstand wurden gewählt: zum Vorsitzenden Herr S. v. Manius, zu seinem Stellvertreter Herr Karl Jende, zum Rechnungsführer Herr G. Delsner, zu seinem Stellvertreter Herr Hugo Schulz. Zu Beisitzenden wurden Franz Flöther und die Herren Robert Schwartz, F. Groß und Erwin Weber gewählt, in den Aufsichtsrat die Herren Manufakturrat E. Leonhardt, Pastor Dietrich, Pastor Gerhardt, E. v. Budwig, Adolf Eichler, Heinrich Birker, Dr. Brüderig, Claudius Bemann, Hubert Michael, Heinrich Künzler, Friedrich Fierl und Herr Siede.

pen Lodz nicht besetzen werden, weil in der Stadt der Hunger herrsche und durch die ungünstigen gesundheitlichen Verhältnisse das Heer leicht verfeucht werden könnte.

7. Oktober. Heute früh sagte mir ein Schaffner der Elektrischen, daß Fabianice bereits von den „Preußen“ besetzt sei. — Am Nachmittag fuhr ich nach Fabianice und suchte ein befreundetes Haus auf, in dem ich Einquartierung vermutete. Meine Annahme traf zu. Ich hatte Gelegenheit, einen Bizefeldwebel, im Zivilberuf Professor an einer Bergakademie, und einen Leutnant, im Privatleben Oberlehrer, kennen zu lernen. Bei der diesmaligen Einquartierung war es in manchen Häusern etwas lärmisch hergegangen, weil einige Familien — im Gedanken an die Wiederholung der Russen und die Wiederholung der im August getroffenen Strafmaßregeln — für den überaus liebenswürdigen Empfang des Feindes — sich weigerten, die Quartiere anzunehmen. Auch der Professor, der als Quartiermacher kam, hatte an einer Stelle einen unfreundlichen Empfang gefunden, sodaß er, dem die Ursache der Weigerung nicht bekannt war, heftig fragte: „ob man denn meine, daß die Deutschen zu ihrem Vergründen Krieg führten?“ Nun, nachdem ihm hier von den Witlinen der Sachverhalt auseländergesetzt worden war, hatte er das an der Nachbarschaft gefallene scharfe Wort bedauert. Er hatte wenig Professoreales an sich; das scharfschnittige Profil, die harte Bildung der Kinnpartie und die knappe, sachliche Ausdrucksweise ließen auf einen energischen Typen und nicht auf einen stillen Gelehrten schließen. Was er aus den letzten Kriegsmonaten zu erzählen wußte, klang uns wie Offenbarung. Vor allem die Kunde von dem großen Feldherrn Hindenburg, dessen Namen bis heute uns verheimlicht worden war. Ich sprach — nach russischer Geschichtsklitterung — vom russischen Sieg bei Gumbinnen, von dem ihm nichts bekannt war, und er erzählte von der Schlacht bei Tannenberg, die, in Entwicklung und Ausgang, uns wie ein wahr gewordenes Märchen oder ein Sang aus alter Zeit erschien; besonders noch nach den höhnenden Prophezeiungen der slawischen Blätter, daß man den „Preußen“ ein zweites „Grunwald“ (so wird nach polnischer Geschichte) schaffen werde! Welch eine Wendung! Die heutigen Zeitungen hatten in überzeugender Dienstwilligkeit davon berichtet, daß Paris gefallen sei. Diese Nachricht stellte er als Fabel hin. Ich sah, zum ersten Mal nach zehn Wochen wieder, bei ihm reichsdeutsche Zeitungen und beim Aufschlagen des ersten Blattes sprangen mir die vielen Toten-

moskau stattgefundenen Industrieausstellung die „Fremd-stämmigen“ die Brämlierten waren.

Abler, Werner, Silberstein,  
Benzel, Kreuzer, Wallenstein,  
Trichel, Blödel, Redlich, Kling,  
Goldsberg, Hübler, Egholm, Prang!  
Reinhardt, Müller, Heßmann,  
Siebrecht, Freiberg, Zimmermann,  
Thalheim, Beier, Löwensohn,  
Lange, Händel, Hoffmann, Kohn!!  
Kernloph, Keller, Lommerer,  
Bundschuh, Kara, Eizner!  
Wolfschmidt, Kraus und Nitschom,  
Wenzel, Drenz, Neugut, Tostadom,  
Lipow, Rau und Überschütz  
Blüchermeister, Ström, Esterlin!!  
Währmann, Sien, Thiel, Lipshardt,  
Bruno, Haberkorn, Bernhardi,  
Scheibler, Schwede, Hebel, Scholz,  
Howard, Eggers, Meier, Holtz!!  
Feller, Leiser, Michael,  
Seht ein Russ! — Makket,  
Und dann wieder Sturz und Bez  
Nur kein russischer Kupfer.

Derlei versleckte Anzapfungen gab das Tageblatt ohne jeden Zusatz wieder. Es blieb seinen Grundsächen, eine Zeitung für die friedliebenden Deutschen zu sein, restlos treu.

So kam es, daß Leopold Zoner sich späterhin auch der Beliebtheit unserer nichtdeutschen Mitbürger erfreute. Dies offenbarte sich auch bei seinem Hinrichten, das ganz allgemein bedauert wurde.

## Lokale Angelegenheiten.

### Lodzer Woche.

Die Woche war arm an örtlichen Ereignissen. Außer dem 50,000 Rubelbons-Diebstahl aus einer heisigen Druckerei, der glücklicher Weise schnell entdeckt und wirkungslos gemacht werden konnte, ist nichts besonderes zu melden. Mit der Festnahme des Einbrechers, seiner Helfershelfer und mit der Auffindung der zum größten Teil verhüllten Bons ist für alle, die nicht zufällig diese Bons in Zahlung genommen haben, die Sache erledigt.

Biersteuer- und Obstbarkeitssteuerordnungen sind veröffentlicht worden, und in Kraft getreten. Vermutlich wird also das Bier, das seines hohen Preises wegen in Lodz seit vielen Monaten kein Volksgetränk mehr ist, noch teurer werden. Denn die Brauereien klagen über endliche Schwierigkeiten in der Materialbeschaffung, über die hohe Abgabe und über die Getreifepreise. — Über die Obstbarkeitssteuerordnung verliest man keine Worte. Wer für Bergmünzen Geld ausgibt, kann auch die paar Pfennige aufschlagen.

Sonst ist noch immer die Steuerung Mittelpunkt aller Unterhaltung. Vor einigen Tagen ging das Gericht in der Stadt herum, daß drei Monate lang keine Schwimmerei geschahkt werden dürfen. Glücklicherweise stellte sich das Gericht als ein Schreckschuh heraus, den irgend jemand abgefeuert hat, der Interesse daran hat, Verwirrung hervorzurufen.

Kenner der Verhältnisse und Fachleute teilen uns mit, daß die Versteuerung des Zuckers, die mehr als hundert Prozent betrage, ungerechtfertigt sei. Sie setzt zum Teil auf spekulativer Massnahmen der Zuckergroßhändler, dann aber auch auf die Einfuhr schwierigkeiten zurückzuführen. In den meisten Zuckerfabriken, deren Lieferung für Lodz in Frage kommt, sei genügend Zucker vorhanden. In manchen Fabriken seien die Vorräte ganz enorm, insgesamt würden sie sicher eine Million Rubel erreichen. Außerdem seien 14 Zuckerfabriken links der Weichsel in Betrieb, die, vorausgesetzt, daß

Am Nachmittag sah man auf der Glowna-Straße eine ganze deutsche Patrouille. Auch in der Altstadt tauchten einige Ulanen auf.

4. Oktober. Einer unserer Dorfgenossen, der als russischer Reservist Anfang August eingezogen worden war, kehrte nach Hause zurück. Er erzählte: Mit anderen Dorfnachbarn war er zuerst in einem Barackenlager bei Warschau, bis alle nach Charkow geschickt wurden. Unterwegs mußten die Reservisten sich selbst beköstigen. Als sie einst von einem General angeordnet wurden, sah er den Mut, ihm hierüber Meldung zu erstatten. Der hohe Offizier meinte leichtfertig, sie sollten sich das verauslagte Geld nach ihrer Ankunft in Charkow vom Roten Kommandeur (Kompanieführer) zurückverstatzen lassen. In Charkow wurden sie ausgelacht, als sie mit ihrem Anliegen hervortraten. Derartige Prellereien sollen an die Tagesordnung sein; bei den Reservisten ist die Erbitterung groß. Die Kost war gut. In Charkow brachte man die Reservisten in den Schulen unter; sie schliefen auf dem Fußboden, Stroh fehlte. Als später viele Verwundete und Erkrankte kamen, wurden die Reservisten nach einem Zeltlager gesetzt. Auch hier mußten sie je sechs Mann in einem Zelt, auf dem Erdbohlen liegen. Stroh scheint in dem fruchtbaren Boden ein rarer Artikel zu sein. Auch Decken gab es nicht. Sie froren ungeheuer. Ihre Bündel oder Siesel dienten ihnen als Kopfunterlage. Die armen Schlucker wunderten sich selbst darüber, wieviel ein Mensch auszuhalten imstande sei. Nur die Reservisten, die in die neuformierten Regimenter kamen, erhalten Uniformen; die anderen müssen noch immer in ihren eigenen, stark mitgenommenen Kleidern gehen. Ihr Schuhwerk ist vielfach zerissen. Stiefel bekommen sie nicht; so laufen sie barfuß und glichen richtigen „Bossiakis“ (Bandstreider). Den Truppenformationen in Charkow fehlt es an Offizieren. Die in der Ausbildung befindlichen Kompanien werden von Reserveoffizieren befehligt. Nur der Oberst ihres Regiments sei Berufsoffizier. In letzter Zeit seien schlägige Offiziere eingetroffen, die man für Japaner halte. Offiziere und Mannschaften sättigen auf Mittel, um nicht an die Front zu kommen. Krankheiten werden einstudiert und ärztliche Zeugnisse über Feld Diensttauglichkeit erschlichen und erkaufst. Sehr große Mengen Verwundeter kommen vom galizischen Kriegsschauplatz; meistens findet man einzelne Finger der linken Hand abgeschossen, weil angeblich diese Verletzungen durch feindliche Geschosse während des Ziellens im Schüttengraben vorkommen. Die Germündeten Lazarette sollen gut eingerichtet sein. Dagegen liegen die vielen Kranken in den Garnisonspitalen ebenfalls auf der Fuchse. Wohin man auch schaue, alles ist schlecht organisiert. Einen

Appell gibt es nicht. Die Reservisten gingen ohne Wissen ihrer Vorgesetzten auf Tage oder gar Wochen weg. Unser Nachbar hörte in Charkow, daß in der Gegend um Lodz alles niedergebrannt sei. Er war in Sorge um seine Angehörigen und da er auf dem Standpunkt war, daß er viel nicht mehr zu verlieren habe, so machte er sich — angeblich mit Einwilligung seines Feldwebels, der es dem Kompanieführer sagen wollte — nach Lodz auf den Weg. Bis Warschau gelangte er ohne auch einmal auf der Bahn angehalten zu werden; niemand verlangte Fahrkarten. Von Warschau fuhr er bis Nowitz; von dort kam er zu Fuß nach der Heimat.

Um den Sicherheitsdienst in Lodz zu verstärken, sollen bewaffnete Feuerwehrpatrouillen nach den gefährdeten Stellen der Stadt ausgesandt werden. — Bei den vorgestrigen und gestrigen Kämpfen mit der Miliz gab es eine Anzahl Verwundeter.

In Nowosolna und Andzejow sind deutsche Patrouillen gesehen worden. — In Luschin soll ein großer deutscher Heerhaufen angekommen sein. — Bei Lenzhze hat ein Gefecht stattgefunden. Die russischen Streitkräfte zogen sich nach Nowitz zurück.

5. Oktober. Am Nachmittag erschien über Lodz ein deutsches Flugzeug. Auf dem Rückwege überflog es unser Dorf in mäßiger Höhe.

Die Einwohner der Dörfer bei Lodz erzählten in der Stadt, daß sie Ulanenpatrouillen begegnet.

Hofbeamter aus unserem Dorfe, die mit ihren Wagen die russischen Truppen begleiten mußten, sind jetzt zurückgekehrt. Bei Strykow wurde die russische Nachhut beschossen. Nicht nur Soldaten, auch Zivilisten und Pferde fielen. Unsere Dörfler ließen ihre Gefährte im Stich; sie freuen sich mit hellem Haar davon gekommen zu sein.

Auch hier mußten sie, je sechs Mann in einem Zelt, auf dem Erdbohlen liegen. Stroh scheint in dem fruchtbaren Boden ein rarer Artikel zu sein. Auch Decken gab es nicht.

